

Emily Kate Johnston  
Tausend Nächte aus Sand und Feuer



Emily Kate Johnston

# Tausend Nächte aus Sand und Feuer

Aus dem Englischen  
von Petra Koob-Pawis



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2016

© 2015 by E.K. Johnston

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»A Thousand Nights« bei Hyperion, USA.

© 2016 für die deutschsprachige Ausgabe:

cbt Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Petra Koob-Pawis

Lektorat: Silvia Schröer

Umschlaggestaltung: Suse Kopp, Hamburg

Umschlagillustration: akg images/Louis Comfort Tiffany

MI · Herstellung: AnG

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGPMedia GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16406-8

Printed in Germany

[www.cbt-buecher.de](http://www.cbt-buecher.de)

Für Dr. Daviau, die mich in die Wüste mitgenommen hat,  
in die Vergangenheit und in die Zukunft, und die mich  
gelehrt hat, nach den Dingen Ausschau zu halten; für Jo,  
Amy und Melissa, die mich angefeuert haben, während  
ich lernte, John Druitt zu schreiben; und für Tessa, die nie  
aufhört, mich anzutreiben.





*Wir wissen nicht, warum wir vom Meer zu diesem unwirtlichen und staubigen Land gekommen sind, aber wir wissen, dass wir sehr viel mehr wert sind als es.*

*Die Kreaturen hier kriechen unter der sengenden Sonne und trotzen dem Sand so viel Leben ab, wie sie können, bevor sie selbst Teil der Erde werden, um den Sandkrähen als Nahrung zu dienen oder noch Schlimmeres. Uns kann die Sonne nichts anhaben und der Sand ist nicht mehr als eine flüchtige Unannehmlichkeit. Wir sind stärker, härter und besser gerüstet für das Leben. Und doch haben wir uns anfangs hier schwergetan.*

*Die Menschen sind zahlreich, wir sind nur wenige. Wir verstanden sie ebenso wenig wie sie uns verstanden, und aus diesem Grund fürchteten sie uns. Sie griffen uns an mit plumpen Waffen, schweren Steinen und grellem Feuer. Unser Blut färbte den Sand genauso rot wie das ihre, bis wir es schließlich schafften, eine körperliche Gestalt anzunehmen, die nicht blutete. Wir zogen uns in die Wüste zurück, weit weg von den Oasen, hin zu sonnenverbrannten Orten, an die*

*sie uns nicht folgen konnten. Von dort aus beobachteten wir sie. Und warteten ab.*

*Sie starben, wir jedoch nicht. Während wir weiterlebten, lernten wir mehr über sie. Wir sahen zu, wie sie zuerst den Auerochsen zähmten und dann das Pferd. Wir sahen zu, wie sie anfangen, Schafe zu scheren und Wolle zu kämmen. Wenn sie Wolle spannen, spürten wir jede Drehung der Spindel, und wenn sie webten, rührte sich etwas in uns.*

*Wir beneideten sie um das, was sie erschufen, aber obwohl wir endlos Zeit zur Verfügung hatten, trachteten wir nicht danach, selbst handwerkliche Fertigkeiten zu erwerben. Zu nehmen war schon immer einfacher gewesen. Also nahmen wir. Wir entführten Weber, brachten sie in unsere Wohnstatt in der Wüste und gaben ihnen Sand zu essen. Sie hielten es für ein Festmahl, und bevor sie starben, erschufen sie wahre Wunderwerke für uns. Wir zertraten Kupferschmiede aus ihren Betten und brachten sie zu Feuern, die so heiß waren, dass ihre Haut Blasen warf. Sie schufen Zierrat und Schwertklingen, ehe sie mit ihrem Leben bezahlten, und wir schmückten uns mit ihrer Kunst.*

*Wenn die Menschen für uns arbeiteten, fühlten wir uns wie neu belebt. Es dauerte nicht lange, bis die Jüngeren unter uns sich vorwagten, um auch andere Kunsthandwerker ihrem Willen zu unterwerfen. Sie kehrten nicht nur stark und mächtig zurück, sondern brachten auch Geschmeide aus den Fingerknochen jener mit, die ihnen zu Diensten gewesen waren.*

*Für mich war das nie genug.*

*Ich sehnte mich nach mehr.*



*Und eines Tages traf ich in der Wüste einen Jäger, der sich  
von seiner Leibwache entfernt hatte.*

*Und ich nahm.*

*Ich nahm.*





# 1

*L*o-Melkhiin hatte bereits dreihundert Mädchen getötet, bevor er zur Brautschau in mein Dorf kam.

Die von ihm Erwählte würde eine Heldin sein. Sie würde den anderen das Leben schenken. Lo-Melkhiin würde nicht in dasselbe Dorf zurückkehren, bevor er nicht ein Mädchen aus jedem Lager, aus jeder Stadt und aus jedem Viertel innerhalb der Stadtmauern zur Frau genommen hatte – so besagte es das Gesetz, das aus der Verzweiflung erwachsen war. Die von ihm Erwählte würde jenen von uns, die zurückblieben, die Hoffnung auf eine Zukunft und auf Liebe schenken.

Nach ihrem Tod würde sie zu einem Kleingott für ihre Leute werden. Sie würde uns verlassen, aber wir würden mit ihr im Geiste verbunden bleiben und aus der Kraft unserer Erinnerungen schöpfen. Ihr Name würde in ehrfürchtigem Raunen an den ihr zu Ehren erbauten Schreinen geflüstert werden. Die anderen Mädchen würden Dankeshymnen singen, ihre hellen Stimmen würden von den Wüstenwinden davongetragen und über dem feinen

Sand in alle Richtungen verteilt werden. Ihre Eltern würden selbst in der größten Wüstenhitze Bachblüten und eingelegte Pflaumenbaumwurzeln darbringen. Jene, die er erwählt hatte, würde stets in unserer Erinnerung bleiben.

Aber tot wäre sie dennoch.

Die Geschichte nahm immer den gleichen Anfang: Lo-Melkhiin suchte sich ein Mädchen aus und brachte sie in sein Ksar, um sie zur Frau zu nehmen. Manche von ihnen überlebten nur die erste Nacht, andere schafften sogar dreißig, aber letztlich endeten sie alle als Futter für die Sandkrähen. Er reiste in jeden Winkel des Landes, in jedes Dorf, in jede Stadt. Jeden Stamm, jede Familie konnte es treffen. Er verliebte sich die Mädchen ein, wie ein kluges Kind Datteln isst: eine nach der anderen und immer die süßeste. Doch keine vermochte ihm das zu bieten, was er suchte.

Als er schließlich in unser Dorf kam, hatte ich keine Angst um mich selbst. Ich war es gewohnt, im Schatten meiner Schwester zu leben. Sie war zehn Monate älter als ich, aber mein Jahreszwilling. Sie war die Schönheit, ich war die zweite Wahl. Lange vor Lo-Melkhiins Gesetz – bevor der Schrecken seines Ehebetts sich wie die Wurzeln eines ausgedorrten Pflaumenbaums auf der Suche nach Wasser durch den Sand grub – wusste ich bereits, dass ich erst nach meiner Schwester heiraten würde, und zwar einen Bruder oder einen Vetter ihres Angetrauten. Sie war ein Juwel, doch sie ertrug es nicht, von mir getrennt zu sein, und jeder in unserem Dorf wusste, dass wir stets zu zweit auftraten. Ich würde keine untergeordnete Frau in

ihrem Haushalt sein, dazu war unser Vater zu mächtig, aber ich würde einen weniger bedeutenden Mann heiraten.

»Du bist nicht ohne Liebreiz«, sagte sie zu mir, als die Sonne in unserem vierzehnten Sommer die Wüste verbrannte, und ich wusste, dass sie recht hatte.

Unsere beiden Mütter waren schön und unser Vater war stattlich. Was ich von meinem eigenen Äußeren sehen konnte, sagte mir, dass meine Schwester und ich uns sehr ähnlich waren. Unsere Haut hatte einen tiefen Bronzeton, brauner noch als Sand, und an den Stellen, wo sie dem Wind und dem Himmel ausgesetzt war, war sie sogar noch etwas dunkler. Unsere Haare waren so lang, dass wir darauf sitzen konnten, und von einer dunklen Farbe wie der Sternenhimmel in der tiefsten Nacht. Ich war zu dem Schluss gekommen, dass der Unterschied in unseren Gesichtszügen liegen musste, in der Form unserer Augen oder dem Schwung unserer Lippen. Das Gesicht meiner Schwester raubte mir jedes Mal aufs Neue den Atem. Mein eigenes hatte ich noch nie gesehen, denn wir besaßen kaum Bronze oder Kupfer, und Wasser gab es nur am Grund unseres Brunnens.

»Ich bin nicht wie du«, sagte ich zu ihr ohne jede Bitternis. Sie hatte mir nie das Gefühl gegeben, geringer als sie zu sein, und für alle, die mich herabsetzten, hatte sie nur Verachtung übrig.

»Das ist wahr«, antwortete sie. »Aber den Männern fehlt es an Vorstellungskraft, uns als zwei unterschiedliche Geschöpfe zu sehen. Das tut mir sehr leid.«

»Mir nicht«, sagte ich, und so war es auch. »Denn ich liebe dich mehr, als ich den Regen liebe.«

»Wie bemerkenswert«, erwiderte sie lachend. »Zumal du mein Gesicht jeden Tag siehst und es dir trotzdem nicht überdrüssig wird.« Dann rannten wir leichtfüßig über den losen Sand.

Gemeinsam waren wir stark. Den Wasserkrug trugen wir immer zwischen uns, um das Gewicht zu verteilen. Der dicke Ton wog schwer, auch ohne das Wasser, aber der Krug hatte vier Henkel und wir hatten vier Hände. Diesen Dreh hatten wir herausbekommen, als wir noch klein waren, und weil wir unterwegs so wenig Wasser vergossen, wurden wir mit kandierten Feigen belohnt. Selbst als wir alt genug waren, um alleine einen Krug zu tragen, verrichteten wir diese Aufgabe gemeinsam, wie so viele andere auch. Meistens waren wir einander ebenbürtig, vom Weben über das Kochen bis zum Aufspießen giftiger Schlangen an unserem Brunnen. Ich hatte die bessere Stimme, wenn es darum ging, unsere überlieferten Lieder und Geschichten vorzutragen, aber meine Schwester fand ihre eigenen Worte und musste sich nicht auf die Taten anderer berufen, um sich auszudrücken. Vielleicht war es dieses Feuer, das ihr so viel Schönheit verlieh. Vielleicht lag darin der Unterschied zwischen ihrem und meinem Gesicht. Vielleicht wurde ich deshalb nie müde, es anzuschauen.

Ich hatte Angst, dass Lo-Melkhiin im Gesicht meiner Schwester etwas entdecken könnte, das anzuschauen auch er nie müde werden würde. Anfangs hatte er nur die schönsten Mädchen geheiratet, die Töchter der bedeu-

tendsten Herren und reichsten Händler. Aber als alle seine Ehefrauen starben, missfiel das den mächtigen Männern der Wüste und sie begannen anderswo nach Bräuten für Lo-Melkhiin Ausschau zu halten. Auf der Suche nach geeigneten Frauen durchstreiften sie die Dörfer, und eine Zeit lang scherte sich keiner um die vielen ärmeren Töchter, die ihr Leben verloren. Irgendwann jedoch zählten die kleineren Dörfer ihre Toten und stellten den Handel mit den Städten ein. Daraufhin wurde das Gesetz erlassen: jeweils nur ein Mädchen aus jedem Dorf und eines aus jedem Viertel innerhalb der Stadtmauern und danach würde der Kreislauf von vorne beginnen. So viele Mädchen waren schon von uns gegangen. Ich wollte verhindern, dass auch meine Schwester an ihn fiel. Die Geschichten, die man sich von ihm erzählte, stimmten in zwei Dingen überein: Lo-Melkhiin nahm sich immer nur ein Mädchen und immer, immer musste es sterben.

Als der Staub über der Wüste aufstieg, begriffen wir, dass seine Ankunft bevorstand. Er würde genau wissen, wie viele wir waren und wer Töchter hatte, die ihm vorgeführt werden mussten. Das Gesetz sah nämlich auch eine Zählung vor, damit die Männer sich gegenseitig versichern konnten, dass alles gerecht zuging.

»Aber es ist nicht gerecht«, flüsterte meine Schwester, als wir unter dem Himmel lagen und die Sterne unseres siebzehnten Sommers über uns funkeln sahen. »Sie müssen ja nicht heiraten und sterben.«

»Nein«, stimmte ich ihr zu. »Das müssen sie nicht.«

Und so standen wir nun im Schatten des Zeltes unseres

Vaters und warteten. Die Luft war erfüllt von lautem Schreien und Stöhnen. Mütter hielten ihre Töchter fest, Väter stapften hilflos auf und ab, weil sie nicht einschreiten konnten, ohne das Gesetz zu missachten. Unser Vater war nicht hier. Er war auf Handelsreise. Wir hatten nicht geahnt, dass Lo-Melkhiin unser Dorf aufsuchen würde. Bei seiner Rückkehr würde unser Vater feststellen müssen, dass seine schönste Blume fort und ihm nur das Unkraut geblieben war.

Unter meinem Schleier trug ich das Haar offen. Beide, Haare und Schleier, flatterten im Wind. Meine Schwester stand mit geraden Schultern aufrecht da. Ihr Haar hatte sie zu einem Zopf gebunden, es glänzte im Sonnenlicht, denn sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen. Stumm blickte sie dem heranziehenden Sturm entgegen, aber der Sturm, der sich in ihren Augen zusammenbraute, ließ sie nur noch schöner erscheinen. Ich durfte sie nicht verlieren. Wenn Lo-Melkhiin sie erst erblickt hatte, war sie so gut wie verloren.

Ich dachte an die vielen Geschichten, die ich gehört hatte, an das leise Flüstern der Mutter am Feuer, an die dröhnende Stimme des Vaters bei den Treffen der Dorfältesten in seinem Zelt. Ich kannte die Geschichten auswendig: Sie erzählten, woher wir gekommen waren, wer unsere Vorfahren gewesen sind, welche Helden unser Stamm hervorgebracht hatte, welche Kleingötter meine Familie geschaffen und geliebt hatte. Fieberhaft überlegte ich, ob es irgendetwas in diesen Geschichten gab, das mir jetzt helfen würde. Aber da war nichts. Die Welt hatte nie



zuvor einen wie Lo-Melkhiin erlebt, daher hatte sie auch keine Geschichten hervorgebracht, die helfen könnten, es mit ihm aufzunehmen.

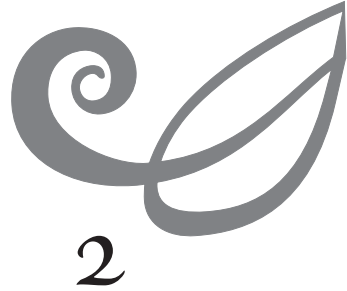
Zumindest keine ganzen Geschichten. Aber vielleicht Andeutungen. Ein Erzählfaden in der Geschichte eines Kriegers, der eine befestigte Stadt belagert hatte. Ein Erzählsplitter von einem Vater, der zwei Töchter hatte und sich entscheiden musste, welche von beiden er bei Nacht in die Wüste schicken würde. Ein Hinweis in der Geschichte zweier Liebenden, die sich gegen den Willen ihrer Väter miteinander vermählten. Die verwobene Erzählung einer Frau, deren Söhne ihr unrechtmäßig entrissen worden waren, damit sie in einem Krieg kämpften, der nicht der ihre war. Es gab solche und solche Geschichten.

Keine dieser Geschichten würde meine Schwester vor einer kurzen und grausamen Ehe bewahren. Und doch hatte ich diese Fülle von Splittern, ich hielt sie in den Händen wie Sandkörner, und wie Sandkörner entglitten sie mir und rannen durch meine Finger, egal wie viele ich einzusammeln versuchte. Aber mit Sand kannte ich mich aus. Ich war mit Sand großgeworden, ich hatte darauf laufen gelernt. Der Wind hatte ihn in mein Gesicht geweht und ich hatte ihn von meinem Essen gekratzt. Ich wusste, dass ich ihn nur lange genug festhalten und das richtige Feuer finden musste, damit der Sand sich zu Glas verhärtete und zu etwas wurde, das mir von Nutzen sein konnte.

Meine Schwester suchte in der Staubwolke nach Lo-Melkhiin, aber ich suchte darin nach Sand. Ihr Mut angesichts des herannahenden Sturms verlieh mir Stärke. Sie

nahm meine Hand und lächelte, dabei ahnte sie nicht einmal, was ich im Sinn führte. Sie hatte sich damit abgefunden, dass sie diejenige war, die uns retten würde. Dass man sie nach ihrem Tod als Kleingöttin besingen würde. Dass sie dem Tod geweiht war. Aber ich würde es nicht zulassen.

Während die Dorfältesten die bronzenen Rüstungen in der Staubwolke aufblitzen sahen und das Stampfen der Pferde hörten, die, allzu hart angetrieben, unter der Sonne entlangjagten, und während der Wind am Zopf meiner Schwester zerrte und mit ein paar losen Strähnen spielte, als fürchtete selbst er, sie zu verlieren, schmiedete ich einen Plan.



## 2

**A**ls Lo-Melkhiin auf unser Dorf zuritt, zerrissen einige Mädchen ihre Schleier und schnitten sich mit den Scheren für die Schafschur die Haare ab. Ich sah sie und spürte ihre Furcht. Ich war die Einzige, die eine Schwester im richtigen Alter hatte, die Einzige, die nur zweite Wahl war. Ich konnte neben meiner Schwester stehen, ohne dass mich jemand beachten würde. Die anderen hatten niemanden, der ihnen auf diese Art Schutz bot. Sie würden Lo-Melkhiin alleine unter die Augen treten müssen. Daher entstellten sie sich, in der Hoffnung, dass sein Blick nicht auf ihnen verweilen würde.

Aber Lo-Melkhiin war längst nicht mehr so anspruchsvoll wie früher, inzwischen suchte er nicht mehr nur die Schönste aus. Er schien seine Wahl fast willkürlich zu treffen, denn seine Braut würde ohnehin nicht lange an seiner Seite sein. Von den Karawanen hatte unser Vater gehört, dass Lo-Melkhiin seine Braut nach Hause in sein Ksar in der Großen Oase führen würde, wo man sie in neue Seidengewänder hüllen und parfümieren würde, damit der Ge-

ruch der Wüste ihr nicht länger anhaftete. Es spielte keine Rolle, wie sie im Staub ihres Dorfes aussah, denn Staub konnte man wegwaschen. Aber ein Mädchen wie meine Schwester, die die Augen der Männer und Kleingötter auf sich zog, wenn sie mit ihrem Wasserkrug auf der Hüfte an ihnen vorbeiging, so ein Mädchen würde Lo-Melkhiin unweigerlich für sich beanspruchen.

Meine Schwester war in weißes Leinen gekleidet, das im Sonnenlicht das Auge blendete. Sie sah schlicht und zugleich hinreißend aus, und dies umso mehr, weil sie von Mädchen umgeben war, die beim Näherkommen der Pferde vor Entsetzen ganz außer sich gerieten. Ich wusste, dass ich keine Zeit verlieren durfte.

Rasch ging ich in das Zelt ihrer Mutter, wo meine Schwester gezeugt und geboren worden war und zu tanzen gelernt hatte. Ihre Mutter saß auf ihren Kissen und weinte leise. Ich kniete mich neben sie und hielt ihr meinen Seidenschleier hin, falls sie sich die Augen trocken wollte.

»Herrin und Mutter«, sagte ich zu ihr, denn so nannte man jene Mütter, deren Schoß man nicht entsprungen war. »Herrin und Mutter, wir müssen uns beeilen, wenn wir deine Tochter retten wollen.«

Die Mutter meiner Schwester sah mich an und griff nach der Seide, die ich ihr darbot.

»Wie?«, fragte sie. Ein verzweifelter Hoffnungsschimmer trat in ihre Augen.

»Kleide mich in ihr Gewand«, forderte ich sie auf.  
»Flechte mein Haar wie das meiner Schwester und gib mir

den Schmuck, auf den sie ohne großes Bedauern verzichten würde.«

»Ich weiß nur, dass sie auf ihre Schwester nicht verzichten will«, sagte die Mutter meiner Schwester, aber ihre Hände hatten sich schon in Bewegung gesetzt. Ihr lag genauso viel daran, ihre Tochter zu retten, wie mir, und sie verschwendete nicht allzu viele Gedanken darauf, zu welchem Preis.

»Eine muss es treffen«, sagte ich, noch ohne Angst. »Meine eigene Mutter hat Söhne.«

»Mag sein«, erwiderte die Mutter meiner Schwester. »Aber ein Sohn ist keine Tochter.«

Ich musste ihr nicht erklären, dass eine Tochter weniger war als ein Sohn. Sie wusste es, denn sie hatte selbst Brüder. Ihre Tochter, meine Schwester, hatte keine Brüder mehr. Durch die Ehe der Tochter würde auch die Mutter versorgt sein, falls mein Vater sterben sollte. Meine eigene Mutter konnte auch ohne mich überleben, aber die Mutter meiner Schwester hätte ohne sie keinerlei Sicherheit. Auch wenn das nicht meine eigentliche Absicht war, würde ich mehr als nur meine Schwester retten. Dass meine eigene Mutter vielleicht um mich trauern würde, vielleicht sogar allein aus Herzensgründen, kam mir in diesem Augenblick nicht in den Sinn.

Meine Schwester kam ins Zelt gestürmt, gerade als ihre Mutter den letzten Goldschmuck um meinen Hals legte. Ich trug ihre violette Dishdasha, die an Handgelenken und Hüfte mit einer Kordel geschnürt war. Meine Schwester und ich hatten die schwarzen Verzierungen am Kragen, an

der Brust und an den Armen selbst gestickt, eine Landkarte all dessen, was wir uns bei der Arbeit zugeflüstert hatten. Vom ersten Handgriff bis zum vollendeten Gewand hatten wir fast einen gesamten Winter damit verbracht. Das Kleid war für ihre Hochzeit gedacht, ich selbst besaß nichts Vergleichbares. Beim Sticken hatte sie mir erzählt, dass das Kleid durch meiner Hände Arbeit ebenso zu meinem wie zu ihrem geworden war. Es enthielt unsere Geheimnisse – all die Träume und Bekenntnisse, die wir selbst unseren Müttern verschwiegen. Sie verbargen sich in dem Tuch, das wir gewebt, verziert und gefärbt hatten. Das Kleid war für meine Schwester bestimmt, aber jetzt nahm ich sie beim Wort, dass es auch mir gehörte. Ich sah wunderschön aus, eingehüllt in Violett und Schwarz, und Schönheit war genau das, was ich jetzt brauchte.

»Nein«, sagte meine Schwester zu mir, als der Schleier des grellen Wüstenlichts sich klärte und sie mich deutlich vor sich sah. Sie wusste, dass dieses eine Mal, die Augen, die sich auf uns richten würden, über sie hinweggleiten und stattdessen auf mir verweilen würden. »Nein, meine Schwester, das darfst du nicht.«

»Zu spät«, erwiderte ich. »Lo-Melkhiins Männer sind bereits hier.«

»Danke, Tochter meines Herzens«, sagte die Mutter meiner Schwester atemlos. Sie war stets gerecht und freundlich zu mir gewesen und hatte mich und meine Schwester die rechte Weise des Trauerns gelehrt, aber jetzt wusste ich, dass sie mich auch aufrichtig liebte. »Ich werde zu dir beten, wenn du von uns gegangen bist.«

Meine Schwester nahm meine Hand und zog mich hinaus ins Sonnenlicht, damit Lo-Melkhiins Männer nicht hereinkommen und uns aus dem Zelt zerren würden. Ich würde meinem Schicksal entgegenschreiten und sie würde an meiner Seite sein. Zum ersten Mal war ich diejenige, die die Blicke auf sich zog. Wir gesellten uns zu den anderen Mädchen, die mich erstaunt anstarrten, als ich in meinem kostbaren Gewand an ihnen vorbeiging und mich, dunkel und strahlend, in die vorderste Reihe stellte. Meine Schwester, die in ihrem einfachen Gewand so prächtig ausgesehen hatte, sah jetzt unvollkommen neben mir aus. Hübsch und anmutig, mehr aber auch nicht. Ich hörte das Raunen der Männer.

»Was für eine Schande«, wisperten sie. »Was für eine Schande, dass keiner gesehen hat, wie sehr ihre Schönheit der ihrer Schwester gleicht.«

Ich blickte sie nicht an, sondern umklammerte die Hand meiner Schwester, während wir beide zu den Pferden gingen, die stampfend und schweißüberströmt am Brunnen warteten. Wir kamen an den Zelten der Familien vorbei, die weniger Schafe und weniger Kinder hatten. Die anderen Mädchen folgten uns und suchten unsere Nähe. Sie spürten, dass sie sich in meinem Schatten verbergen konnten, in meiner violetten Oase, die ihnen vielleicht die ersehnte Sicherheit bot. Der Brunnen spendete Leben, aber jetzt würde eine von uns dort ihrem Tod entgegengehen.

Lo-Melkhiin stieg nicht vom Pferd, er thronte über uns und warf einen langen Schatten auf den Sand. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Als ich zu ihm hochblickte, waren

da nur Schwärze und die Sonne, so grell, dass man sie kaum ertragen konnte. Also starrte ich auf das Pferd, denn ich wollte nicht zu Boden blicken. Hinter mir standen die anderen Mädchen und hinter ihnen die Dorfältesten, die die Mütter zurückhielten. Ich fragte mich, wer wohl meine eigene Mutter festhielt, da mein Vater und meine Brüder nicht da waren, aber ich drehte mich nicht um. Ich wäre so gern unerschütterlich wie ein Stein gewesen, aber in meinem Herzen wisperte die Furcht. Was, wenn es trotz meiner Bemühungen meine Schwester traf? Was, wenn die Wahl auf mich fiel und ich sterben würde? Ich schob diese Gedanken beiseite und rief mir die Geschichten in Erinnerung, die ich zu meinem Plan verwoben hatte. Jene Helden waren nicht ins Wanken geraten. Sie waren ihren Weg gegangen, ganz gleich, was sie erwartete, und sie hatten nicht zurückgeschaut.

»Mach mich zu einer Kleingöttin, wenn ich tot bin«, raunte ich meiner Schwester zu.

»Ich werde dich jetzt schon zu einer Kleingöttin machen«, sagte sie zu mir. Das Zaumzeug klirrte, als Lomelkhiins Männer von ihren Pferden stiegen und näher kamen. »Was bringt es, verehrt zu werden, wenn man tot ist? Wir werden dich von dem Augenblick an verehren, in dem du fortgehst. Noch ehe du im Ksar angekommen bist, wirst du eine Kleingöttin sein.«

Mein ganzes Leben lang hatte ich zu Kleingöttern gebetet. Der Vater des Vaters unseres Vaters war ein mächtiger Viehhirte gewesen und hatte mehr Schafe besessen als ein Mann sie an einem Tag zählen konnte. Er hatte in



Dörfern nah und fern mit Wolle gehandelt. Zu ihm beteten wir, wenn unser Vater mit der Karawane unterwegs war. Immer war unser Vater wohlbehalten zurückgekehrt, mit Geschenken für unsere Mütter, Aufträgen für meine Brüder und Gewinn für uns alle. Aber manchmal fragte ich mich, ob es tatsächlich das Wirken des Kleingotts war. Jetzt wünschte ich mir meinen Vater in meiner Nähe. Er hätte mich zwar nicht vor meinem Schicksal bewahrt, aber ich hätte ihn fragen können, ob er je die Gewissheit gehabt hatte, dass der Kleingott, zu dem wir beten, ihn auf seinen Reisen beschützte.

»Danke, Schwester«, sagte ich. Auch wenn ich mir nicht ganz sicher war, ob es mir helfen würde – schaden konnte es auf keinen Fall.

Lo-Melkhiins Leibwächter schloss seine Hand um meinen Arm und ich folgte ihm bereitwillig zu den Pferden. Das Gesicht des Mannes war von einem Sandschal bedeckt, aber seine Augen verrieten ihn. Er wollte genauso wenig hier sein wie ich, und doch erfüllte er seine Pflicht, so wie auch ich es tat.

Als er merkte, dass ich keine Gegenwehr leistete, ließ seine Anspannung nach und seine Hand wurde zur Stütze statt zur Fessel. Ich ging aufrecht und blickte nicht zurück, obwohl ich hörte, wie hinter mir meine Mutter in Wehklagen ausbrach. Vielleicht hätte ich zu ihr gehen sollen statt zur Mutter meiner Schwester. Aber sie hätte mir nicht geholfen. Sie hätte das getan, wozu mein Vater nicht im Stande gewesen wäre: Sie hätte versucht, mich zu schützen, und mich um meine Schwester gebracht.

»Ich liebe dich«, rief ich. Die Worte waren an alle gerichtet, an meine Mütter, aber ganz besonders an meine Schwester.

Als sie mich aufs Pferd setzten, sank meine Schwester auf die Knie. Ihr weißes Leinengewand wurde braun vom Sand und ihre Haare fielen ihr ins Gesicht. Sie sang in der Sprache unserer Familie. Es war die Sprache, die schon der Vater des Vaters meines Vaters gesprochen hatte, als er seine Schafe hütete, und die wir auch von unserem Vater vernommen hatten, als er sie meine Brüder lehrte und wir zu seinen Füßen saßen und ihm zuhörten. Die Mutter meiner Schwester kniete sich neben sie und stimmte in ihren Gesang ein. Ich hörte ihre Stimmen, aber ich verstand ihre Worte nicht. Dennoch wusste ich, dass sie für mich sangen. Ich spürte es an der Art, wie der Wind an meinem Schleier zerrte. Er war neugierig auf das Gesicht des Mädchens, an das solch innige Gebete gerichtet waren.

Lo-Melkhiin saß auf seinem Pferd und lachte. Er nahm an, dass sie meinen Verlust beweinte. Aber ich wusste es besser. Ich spürte es in den Tiefen meiner Seele.



*L*o-Melkhiins Pferde waren so schnell wie der über den Sand tanzende Wirbelwind. Noch ehe ich wusste, wie mir geschah, hatte der Himmel die Zelte unseres Vaters und all die anderen Zelte am Brunnen verschluckt. Bevor der Leibwächter mich in den Sattel gehoben hatte, war dies meine ganze Welt gewesen, und jetzt hatte ich sie verloren. Nie mehr würde ich meiner Schwester Geschichten erzählen und im warmen Lichtschein der Lampe mit meinen Händen Schattenspiele auf das Zelttuch zaubern. Stattdessen würde ich eine Königin sein, wenn auch nur für kurze Zeit, und niemals wieder in einem Zelt leben.

Lo-Melkhiin ritt an der Spitze, während sich seine Leibwächter in lockerer Anordnung um mich scharten. Die Mühe hätten sie sich sparen können. Ich war es nicht gewohnt, zu reiten, und hatte genug damit zu tun, im Sattel zu bleiben. Selbst wenn ich davongaloppiert wäre, hätte ich nirgendwohin fliehen können. In unserem Dorf würden die Wächter mich sofort wieder aufspüren, und in der Wüste würde ich noch schneller Futter für die Sandkrähen

werden, als es mir ohnehin vorherbestimmt war. Also ritt ich weiter und beobachtete, wie die Wachen im Sattel saßen und ihre Beine gegen die Pferdeflanken drückten. Ich bemühte mich, es ihnen gleichzutun, aber nach einer Weile tat mir alles weh. Ich war froh, dass der Schleier mein Gesicht bedeckte. So konnten sie wenigstens nicht sehen, wie sehr ich litt.

Als die Sonne hoch am Himmel stand, machten wir halt, um die Pferde zu tränken. Sie stammten von einer Wüstenrasse ab und hielten notfalls den ganzen Tag durch, aber eine Pause machte es ihnen leichter. Lo-Melkhiin trug keine Sporen. Ich hatte schon immer vermutet, dass Pferde sehr teuer waren, denn nicht einmal unser Vater besaß eines, aber jetzt wusste ich es mit Sicherheit, denn Lo-Melkhiin behandelte sein Pferd äußerst freundlich. Er tätschelte den Kopf des Tiers und hielt ihm den ledernen Wasserbeutel hin, damit es daraus trinken konnte. Als ich sah, wie zärtlich seine Hand an der Wange des Pferdes ruhte, kam ich ins Grübeln.

Wie konnte ein Mann so viel Blut an den Händen haben und sich in Sekundenschnelle eine Frau erwählen, in dem Wissen, dass sie sehr bald nur noch ein weiterer Name auf der Totenliste sein würde, und zugleich so rücksichtsvoll sein und eine Ruhepause für die Pferde einlegen, um sie zu schonen? In dem Bestreben, meine Schwester zu retten, hatte ich nicht lange überlegt. Ich hatte nur an ihr Leben und an das Glück ihrer Mutter gedacht, nicht jedoch an meine bevorstehende Heirat. Ob nun eine Nacht oder dreißig, ich würde ihn als meinen Gatten kennenlernen –

einen Mann, der über die Tränen meiner Schwester lacht und sich zugleich nicht zu schade war, sein Pferd selbst zu tränken.

Natürlich hatten meine Schwester, unsere Mütter und ich über das Heiraten gesprochen. Wir hatten die violette Dishdasha bestickt und unsere Hoffnungen und Träume mit hinein gegeben. Wir wussten, dass unser Vater eines Tages einen Mann für meine Schwester erwählen würde, und danach auch einen für mich, und dass wir dann in die Zelte der Familien unserer Männer ziehen würden. Es hätte ein Fest gegeben, mit Liedern und all den alten Bräuchen. Und es hätte eine Hochzeitsnacht gegeben.

Für mich gab es jetzt nur noch Letzteres.

Ich blickte von meinem hohen Sitz auf dem Rücken meines Pferdes herab. Niemand war gekommen, um mir beim Absteigen behilflich zu sein, und ich war entschlossen, nicht herunterzufallen, indem ich es allein versuchte. Der Wächter, der mich von meiner Schwester weggezerrt hatte, war groß und seine lederne Reitkleidung war für die Wüste sehr viel besser geeignet als mein Gewand. Er kam zu mir und hielt mir den Wasserbeutel hin. Ich nahm ihn, trank einen kleinen Schluck und reichte den Beutel wieder an ihn zurück. Der Mann wich meinem Blick aus.

»Salz«, sagte Lo-Melkhiin. Es war das erste Wort, das ich aus seinem Munde hörte.

Der Wächter gab mir einen Salzbehälter, den er an seiner Hüfte trug. Es war eine kleine, geschmückte Schatulle. Als ich sie in der Hand hielt, merkte ich, dass sie aus Holz war, kostbarer noch als das Gewand, das ich trug.

Darin befand sich das wertvolle Mineral, das uns alle in der Wüstensonne am Leben erhielt. Ich leckte an meinem Finger und tauchte ihn in die groben weißen Körner. Trotz des scheußlichen Geschmacks zwang ich mich dazu, meine Hand unter den Schleier zu führen und das Salz zu essen. Dann reichte mir der Wächter noch einmal das Wasser. Diesmal trank ich mehr davon, um den Geschmack in meinem Mund loszuwerden. Dabei beobachtete ich, wie er die Schatulle vorsichtig wieder an seinem Gürtel befestigte. Es war eine fast zärtliche Geste, die bewies, dass die Schatulle für ihn mehr war als ein Stück Holz.

»Danke«, sagte ich.

Erst danach überlegte ich, ob mir das überhaupt gestattet war. Manche Männer erlaubten ihren Frauen nicht, außerhalb ihres Heims zu sprechen, schon gar nicht mit anderen Männern. Ich war zwar noch keine richtige Ehefrau, aber ich war so gut wie verheiratet, und vielleicht gehörte Lo-Melkhiin zu den Männern, für die eine Ehefrau ein sittsames, scheues Geschöpf sein musste.

»Gern geschehen«, sagte der Wächter ohne jedes Zögern. Er sah mich immer noch nicht an. Da begriff ich, dass er Mitleid mit mir hatte. Schon jetzt bedauerte er meinen Tod.

Lo-Melkhiin schwang sich wieder in den Sattel. Sein schweres Gewand blähte sich auf, als er seine leichten Stiefel gegen den Bauch des Pferdes presste. Das war das Zeichen für die Wachen, ebenfalls aufzusteigen. Ich rutschte auf meinem Sitz hin und her, aber es gab keine Haltung, die nicht schmerzte. Im Schutz des Schleiers biss ich die Zähne zusammen und wir ritten los.

In der Wüste ist Zeit so eine Sache. Es heißt, die Skeptiker in der Stadt hätten einen Weg gefunden, die Zeit mit Wasser und Glas zu messen, aber in der Wüste ist der Sand endlos und mit ihm die Zeit. Man kann nicht genau sagen, wie weit man gekommen ist und wie lange die Reise noch dauert. Letztlich ist es der Sand, an dem man in der Wüste stirbt, denn der Sand ist überall, und es ist ihm egal, ob du deinen Weg findest. Wir ritten Stunde um Stunde, aber mir kam es so vor, als wären es Tage um Tage. Da wir nicht den Karawanenwegen folgten, begegneten wir auch keinem Reisenden und kamen durch keine Dörfer. Ich nahm an, dass wir auf direktem Weg zu Lo-Melkhiins Ksar ritten, während andere Reisende die Umwege über die sicheren Oasen einschlugen. Aber sowohl die Richtung als auch die Dauer unserer Reise wurden vom Sand verweht.

Als die Sonne sich dem Horizont näherte und sich das blendende Blau des Himmels in ein immer dunkler werdendes Rot verwandelte, sah ich Umrisse in der Ferne und wusste, dass wir fast am Ziel waren. Der Vater des Vaters des Vaters von Lo-Melkhiin hatte das Ksar aus weißem Stein erbaut. Unser Vater und unsere Brüder hatten uns davon berichtet, denn ihre Karawane war daran vorbeigezogen, und da meine Mutter und die Mutter meiner Schwester sie nicht mehr auf ihren Reisen begleiteten, lauschten sie umso verzückter den Geschichten von der Welt. Bei Tageslicht schimmerte der Stein, er nahm die Strahlen der Sonne in sich auf und auch die Hitze des voranschreitenden Tages. Bei Nacht, wenn die Wüste sich abkühlte, wick die Hitze wieder aus den Mauern, um zur



E. K. Johnston

## **Tausend Nächte aus Sand und Feuer**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 368 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-16406-8

cbt

Erscheinungstermin: Mai 2016

### Fantasy meets Orient

Lo-Melkhinn hat schon dreihundert Mädchen auf dem Gewissen, bevor er in ihr Dorf kommt, um sich eine neue Braut zu suchen. Als sie die Staubwolke am Horizont sieht, weiß sie, dass er das hübscheste Mädchen im Dorf mitnehmen wird: ihre Schwester. Aber das wird sie nicht zulassen. Stattdessen kehrt sie selbst mit dem geheimnisvollen Wüstenherrscher in seinen Palast zurück. Der Tod scheint ihr sicher, doch am nächsten Morgen ist sie immer noch am Leben. Von nun an erzählt sie Lo-Melkhinn jede Nacht eine neue Geschichte und jeden Morgen erwacht sie mit einem magischen Funken in sich, der von Tag zu Tag mächtiger wird ...



[Der Titel im Katalog](#)